

„Es gilt das gesprochene Wort“

Hans-Werner Eroms

Klammer und K-Frage: Konstanten und Kurzläufer in der deutschen Sprache

„Deutsche Sprache, schwere Sprache“ – mit dieser altbekannten Kennzeichnung betitelte der „Spiegel“ (online Panorama) am 3.12.2001 seinen Artikel über die für Deutschland so enttäuschenden Ergebnisse der PISA-Studie. Der zitierte Slogan soll bekanntlich vor allem Menschen mit anderen Muttersprachen nachdrücklich darauf hinweisen, dass Deutsch nicht als einfach gilt. Jetzt aber waren die Inländer selbst gemeint. „Deutschland im Bildungsschock. 250 000 Schüler aus 32 Staaten stellten ihr Wissen bei der Schulstudie 'PISA' unter Beweis. Die deutschen Teilnehmer schafften es gerade mal auf Platz 25“, lautet die dazugehörige Meldung. Neben schlechten Ergebnissen in der Mathematik und in den Naturwissenschaften war es das beschämende Abschneiden beim Leseverständnis, bei der Erfassung von Textzusammenhängen, das die Bildungsexperten und die breite Öffentlichkeit wachgerüttelt hat. Wie wir es schon bei der Reform der Rechtschreibung erlebt haben, wird uns auch diesmal eine schier unübersehbare Flut von Deutungen und Ratschlägen auf allen Kanälen unserer modernen Kommunikationsnetze zuteil. Fast immer sind es Fundamentalkritiken

- an unserer „Spaßgesellschaft“, die das Lernen hintanstelle,
- an den überfrachteten Lehrplänen der Schule, die das Wesentliche nicht vom Unwesentlichen trennten,
- an der nicht zureichenden Betreuung durch Schule und Elternhaus.

Aber auch den folgenden Grund lesen wir immer wieder: „die Vernachlässigung solider muttersprachlicher Bildung, den orthographiereformerischen Kniefall vor der fortschreitenden Legasthenisierung der Sprachkultur“ (Forschung & Lehre 2, 2002, S.76). Und in der Sendung von Sabine Christiansen vom 27.1.2002 „Wieso sind wir Deutschen dümmer als andere?“ sagte der Präsident des Deutschen Lehrerverbandes, Josef Kraus: „Wenn es überhaupt eine isolierte Maßnahme geben kann, um aus dem PISA-Dilemma herauszukommen, da würde ich sagen: an erster Stelle Sprache fördern, Sprache fördern, Sprache fördern.“

Aber welche Sprache sollen wir denn eigentlich fördern? Sicher nicht die „legasthenisierte“ – was immer damit gemeint sein soll – , und ist nicht vielleicht die deutsche Sprache auch mit solchen Hürden behaftet, dass man ihre Schwierigkeiten allenfalls umschiffen, nicht aber gänzlich aus dem Weg räumen kann?

Was die modischen Trends betrifft, so haben wir ständig ganze Wellen von aktuellen Ausdrucksweisen, auf denen nur zu gern mitgeschwommen wird. Der Shootingstar der letzten Monate war die K-Frage. Darüber wurde in den zuständigen Parteigremien, noch mehr aber in den Medien und in der Öffentlichkeit gerätselt, bis dann die Entscheidung fiel. Die Fragerei hatte damit aber keineswegs ein Ende. Wir werden noch sehen, was bei einer gründlichen Analyse dieser nun im Deutschen eingeführten Ausdrucksweise alles zutage tritt. Die Ausdrucksfähigkeit, die sprachliche Verständnisfähigkeit, die uns zu mangeln scheint, wenn die PISA-Studie Recht hat, ist jedenfalls nur am Rande betroffen.

Aber vielleicht hapert es mit der deutschen Sprache ja grundsätzlich? Besonders die komplizierten Schachtelsätze, die langen Perioden, die Klammerkonstruktionen – sind sie nicht hinderlich für eine moderne Ausdrucksweise, die klar und durchschaubar, effektiv und für In- und Ausländer leicht erlernbar ist?

Seinem Rückblick zum „Europäischen Jahr der Sprachen“ gibt Theodor Ickler in der Silvesterausgabe der Süddeutschen Zeitung 2001 den Titel „Vom Ungeschick der deutschen Satzklammer auf der internationalen Wäscheleine“. Er geht mit diesem jahrhundertalten Erbe seiner Muttersprache sehr ungnädig um, nennt es eine „Unart“ und bestreitet seinen kommunikativen Nutzen, der darin liegt, dass der Hörer gezwungen ist, in seiner Aufmerksamkeit bis zum Schluss eines Satzes nicht nachzulassen. Natürlich ist dies kein gewaltsamer Akt, mit dem auf den Hörer eingewirkt wird, und ethische Dimensionen werden damit noch lange nicht berührt. Es ist eine Strukturgesetzlichkeit der deutschen Sprache, die sich in langer Entwicklung seit dem Althochdeutschen im Zuge der Aufteilung von Bedeutungsteilen auf einzelne Wörter herausgebildet hat. Auch das werden wir gleich noch unter die Lupe nehmen. Sie hat alle Moden überdauert und ist ein Faktum, an dem man nicht vorbeikommt, auch wenn es ein schweres Erbe der deutschen Sprachgeschichte ist.

Schauen wir vorher aber kurz auf sprachliche Moden und ihre Bewertungen. Denn es ist keineswegs so, als ob die Deutschen ihre Sprache nicht genau beobachteten. Regen Anteil nimmt die Bevölkerung an der Suche nach dem Wort oder Unwort des Jahres. Weiter werden die Anglizismen aufgespießt. Sie werden als so bedrohlich angesehen, dass davon der „Tiefencode“ der deutschen Sprache beeinflusst werde. Ein „Wörterbuch der überflüssigen Anglizismen“ sammelt die beanstandeten englischen Ausdrücke und macht Vorschläge für ihre Ersetzung, ohne allerdings jeweils genau zu prüfen, ob es wirklich völlige Deckungsgleichheit zwischen den Wörtern gibt. Ein *Shop* wird als etwas anderes als ein *Geschäft* oder ein *Laden* empfunden, auch wenn Letzterer nicht für den *Ladenhüter* verantwortlich gemacht werden soll. Am weiteren Quasisynonym *Boutique* wird übrigens nicht so viel Anstoß genommen. Und für *sich outen* gibt es jedenfalls keine so knappen und von einem Adverb abgeleiteten Entsprechungen im Deutschen. Mit „Modern Talking auf Deutsch“ wird das deutsch-englische Mischvokabular, das „Denglische“, ironisiert, ohne dass der Verfasser allerdings darauf schaut, dass es nur ganz wenige Bereiche sind, in denen engli-

sche Ausdrücke verwendet werden; unsere alltägliche Sprache wie die Sprache der Dichtung sind weitgehend frei von Anglizismen. Es sind im Grunde nur ganz bestimmte Fachsprachen wie die der Computertechnik und der Werbung, deren Einfluss ich jedoch nicht verharmlosen möchte. Und wir sollten vielleicht darauf achten, dass sie nicht zu sehr auf andere Bereiche übergreifen.

Dass man sich modisch ausdrückt, hat es zu allen Zeiten gegeben.

Haben nicht die Werther-Zeitgenossen geseufzt und gelitten wie der wirkliche Werther – und dabei nicht gemerkt, dass sie einem literarischen Spiel von Wolfgang, Wilhelm und Werther aufgesessen waren? Hat nicht der markige Ton der Reden Wilhelms des Zweiten eine ganze Generation zum abgehackten Sprechstil geführt, mit dem sie sich als preußisch-national meinte erkennen geben zu müssen und nicht gemerkt hat, dass sie damit einer Karikatur von knapper und präziser Sprache zum Opfer fiel? (vgl. Cherubim 2000) Oder hat nach 1945 die „Neue Sprache“ mit ihrer Vermeidung von allem Pathetischen nicht auch nur ein kurzlebigen Ideal hervorgebracht, das schnell von anderen Ausdruckszwängen überlagert wurde?

Heute können wir mehr denn je eine merkwürdige Erscheinung beobachten: Die aktuellen Gebrauchsweisen, die Modetrends in der Sprache finden sich in den prestigeträchtigen Registern in der öffentlichen Kommunikation genauso wie im privaten Bereich, und zwar immer dann, wenn gezeigt werden soll, dass man „dazugehört“. Sprache ist nicht einfach das Ausdrucksmittel, mit dem man seine Aussagen und Feststellungen trifft, seine Fragen stellt und seine Wünsche und Vorstellungen anmeldet, sondern immer auch ein Bereich, in dem man sich als einer Gruppe zugehörig bekennt. Wenn dies auch meist nebenbei verläuft, so ist es doch nicht nebensächlich. Die gesellschaftlichen Gruppen erwarten die Signale, dass jemand sich, auch und gerade sprachlich, als einer der ihren zu erkennen gibt.

Sprache ist auf das Miteinander hin angelegt, das gilt für die ehernen Konstanten wie für die Eintagsfliegen. Niemand kann und will sich ausklammern. Und alles Individuelle lässt sich als die bewusste Abkehr vom Allgemeinen begreifen, mit dem dieses dann doch nur umso stärker zur Geltung kommt.

Damit soll der individuellen Wahl beileibe nicht der Nutzen für die Allgemeinsprache abgesprochen werden, im Gegenteil: Was alle verwenden ist ja das, was immer nur einige geprägt haben. Wenn sprachliche Moden Vorbild werden, hat einer sich mit seiner Sprechweise durchgesetzt.

Sprechweisen liegen im ständigen Kampf miteinander, es ist nicht so, dass die Sprache friedlich dahinfließt. Nein, Begriffe werden besetzt, wie man gesagt hat, sie dominieren dann die öffentliche Kommunikation. Sie rufen aber auch zwangsläufig Kritik hervor, sie wecken die Gegenseite auf. Abschalten gilt nicht in der öffentlichen Kommunikation. Wer sprachlich die Stunde verschläft, den bestraft das Leben.

Damit bin ich wieder bei der allgegenwärtigen Kommunikation im öffentlichen Bereich mit ihren Höhen und Tiefen, mit ihren sprachlichen Sternstunden und mit ihren banalen

Niederungen. Wenn es auch nur wenige sind, die „die Richtung vorgeben“ – in der Ausdrucksweise des 19. Jahrhunderts – oder „den Trend setzen“ – in der gegenwärtigen –, so sind wir alle es, die mitmachen und den Trends zum Durchbruch verhelfen oder sie zum Halten bringen, sie stoppen. Ob eine sprachliche Form eine neue Sonne ist, die für lange Zeit oder gar für immer (soweit man das für unser kulturelles Gedächtnis sagen kann) leuchtet, oder aber doch nur eine Sternschnuppe ist, die vielleicht einen gewaltigen Funkenregen streut, dann aber doch schnell verlischt, das entscheiden wir alle: Nehmen wir eine Ausdrucksweise an oder lehnen wir sie ab – wir haben es in der Hand, wie es mit unserer Sprache weitergeht.

Aber welche Funktionen sind es, die über das Gelingen eines Sprachspiels entscheiden, die seinen Durchbruch ermöglichen oder sein Verglimmen bewirken?

Das lässt sich nun keineswegs pauschal beantworten. Es gibt eine solche Fülle von Faktoren, die wir in Rechnung stellen müssen, dass wir eigentlich nur mit der Chaos-theorie weiterkommen können. Und so kann ich nur vor allgemeinen Aussagen, Patentlösungen, Wunderrezepten warnen. Noch sehr gut im Ohr haben wir die nun endlich sachlicher verlaufende öffentliche Diskussion um die Rechtschreibreform. Ich gehe hier nicht auf die inhaltliche Seite ein. Was die Debatte so interessant gemacht hat, sind drei miteinander eng verbundene Faktoren. Der erste ist: Von der Rechtschreibung und ihrer Reform sind alle betroffen, jeder und jede fühlt sich aufgerufen mitzudiskutieren. Der zweite: Die Debatte wurde und wird öffentlich ausgetragen. Waren es zunächst Berichte, Kommentare und Leserbriefe vor allem in den Printmedien, so ist es jetzt das Internet, wo sich das manifestiert. Diese Seite des neuen Mediums ist es, die noch viel zu wenig untersucht ist. Der Drang, sich Gehör zu verschaffen, mitzureden, mitzugestalten ist so vehement geworden und kann sich so austoben wie noch nie zuvor in der Kulturgeschichte der Menschheit. Natürlich gibt es auch hier – qualitativ – nichts Neues unter der Sonne: Die Internetdebatten lassen sich durchaus mit den großen geistesgeschichtlichen Debatten früherer Jahrhunderte vergleichen. Vor allem war es der epochale Streit um die Kirchenreform im 16. Jahrhundert; auch hier hatte ein neues Medium, der Buchdruck, gerade die Kommunikationsformen revolutioniert; sodann der Aufklärungsdiskurs im 18. Jahrhundert. Seit der Zeit sind es die Journale, die die Foren der Debatte abgeben.

Der dritte Faktor, der sich bei der Rechtschreibdiskussion beobachten lässt, ist wieder der, den wir gerade bei der Reaktion auf die PISA-Studie beobachtet haben: Fast alle, die sich äußern, haben Patentrezepte anzubieten. Das Gewebe von Motivationssträngen und Regularitäten wird als verwirrter gordischer Knoten angesehen und soll mit einem Schwerthieb zerschmettert werden. Natürlich ist die jeweils eigene Meinung das Ei des Kolumbus. So ist bei der Rechtschreibdiskussion die jahrhundertlang gewachsene Verflechtung von Einzelregeln und Schreibprinzipien als unstrukturierte Verfügungsmasse von Regelwildwuchs begriffen worden, in die man nach Gutdünken einschneiden dürfe. Es

kann aber nur einen Mittelweg geben, der behutsam die Fäden aufnimmt, keine Maschen fallen lässt, d.h. alles berücksichtigt und vielleicht neu verknüpft, wie es im Großen und Ganzen ja auch geschehen ist.

Das öffentliche Engagement jedenfalls war merklich. Und das ist gut so. Mögen die Einzelmeinungen nun begründet oder unbegründet gewesen sein, fundiert oder absurd, es hat sich deutlich gezeigt, dass in Deutschland ein überaus großes Interesse an der Sprache besteht, stärker sogar als in Frankreich und den Niederlanden, wo kürzlich ähnlich behutsame Rechtschreibreformen zur Diskussion standen. Man darf hier vielleicht vermuten, dass sich die plurizentrische, ja geradezu föderale Struktur unserer deutschen Sprache auch darin niederschlägt, dass die kulturellen Belange nicht einer zentralen Instanz überantwortet werden wollen – eine klare Bestätigung für die Verankerung der Kulturhoheit in Deutschland in kleineren Institutionen. Das Risiko von Ländersonderwegen, wie es sich ja bei der Rechtschreibreform gezeigt hat, muss dabei wohl in Kauf genommen werden. Aber natürlich nur so weit, dass schließlich ein Konsens gesucht wird, wie es auch geschehen ist.

Für mein Empfinden immer noch zu wenig ist den regionalsprachlichen Eigentümlichkeiten bei der Rechtschreibdiskussion nachgegangen worden. Ein Beispiel: Die Kürze und Länge von Vokalen ist für die Standardlautung und ihre Schreibung scheinbar ohne Probleme. Was aber, wenn diese quantitative Eigenschaft von Lauten mit einer qualitativen des Folgelauts untrennbar verknüpft wird? So ist es im Bairischen, wo es *Schiiv* und *Fuus* heißt gegen *Schiff* und *Füess*, die dialektale Plurale sind. Eine Erschwernis? Möglicherweise; aber die ausgleichende Gerechtigkeit sorgt dafür, dass bayrischen Schülern und Schülerinnen aus ihrem Dialekt auch Vorteile erwachsen. Die vertrackte Unterscheidungsschreibung des Artikels *das* gegen die Konjunktion *dass* merken sich die bayerischen Schüler und Schülerinnen an einer Lautunterscheidung, *daas* gegen *dass*, und können diese fehlerträchtige Klippe der deutschen Rechtschreibung elegant umschiffen.

Jedenfalls war die öffentlich geführte Debatte um die Rechtschreibreform ein Lehrstück für das Engagement der Bürger und Bürgerinnen für *ihre* Sprache – und die von den Fachleuten erteilten Belehrungen, dass es doch *nur* um die Schrift ginge und Sprache und Schrift verschiedene Dinge seien, waren im Grunde etwas besserwisserisch: Schrift und Sprache gehören zusammen und dieser Zusammenhang wird auch so empfunden. Wir werden, wenn wir der K-Frage genauer nachgehen, sehen, *wie* dieser Zusammenhang sich zeigen kann.

Die Besserwisserei der Fachleute in der Rechtschreibdiskussion wurde im Übrigen noch in einer anderen Weise eines Besseren belehrt: In der Sprachwissenschaft war die Auffassung sehr verbreitet gewesen, dass „Rechtschreibung“ eigentlich kein Thema sei, mit dem sich eine theoriebezogene Wissenschaftsdisziplin befassen müsste. Das sei allenfalls ein Schulproblem, ein Bereich, in dem nur durch geschicktes Einüben die Beherrschung der Regeln mechanisch und automatisch durchgeführt werden müsse. Weit gefehlt – erst beim

Debattieren über die Eingriffe in den Regelbestand zeigte sich, wie kompliziert die Rechtschreibregeln im Grunde sind: Sie gehorchen im Deutschen einer Vielzahl von Prinzipien. Vor allem ist es das so genannte Stammprinzip, mit dem die Wörter einen konstanten grafischen Ausdruck bekommen, indem man etwa *Hand* nicht mit *t*, wie man es spricht, sondern mit *d* schreibt, weil es *Hände* heißt, und dieses Wort nun wieder nicht mit *e*, sondern mit *ä*, weil es eben *Hand* heißt. Dieses Prinzip bildet sich seit dem späten Mittelhochdeutschen aus und ist ein Faktum der deutschen Sprachgeschichte, an dem auch niemand etwas ändern will. Die Schwierigkeit, eine alte oder neue Rechtschreibregel zu verstehen, merkt man im Grunde erst, wenn man sich selber bei Verstößen ertappt. So hatte ich mich, ich gebe es zu, in einem Fall auch von den Kritikern der Reformvorschläge anstecken lassen: Bekanntlich ist beschlossen worden, jetzt *belämmert* mit *ä* statt *e* und *einbläuen* mit *äu* statt *eu* zu schreiben, um diese Wörter an ihre Wortverwandten anzuschließen, damit auch sie dem Stammprinzip Genüge tun und besser zu lernen wären. Hier merkt der Sprachhistoriker auf: *belämmert* hat ursprünglich nichts mit *Lamm* zu tun, genauso wenig wie *einbläuen* mit *blau*. Dieses Wort geht auf mhd. *bliuwen* „schlagen“ zurück und ist heute noch in der *Pleuelstange* vorhanden. Darf man hier dem Trend der Schreibung in der Bevölkerung nachgeben? Muss man nicht die sprachgeschichtliche Richtigkeit zur Geltung bringen? Oder ist nicht auch die Volksetymologie, die sich in Hunderten und, wenn man unseren Namenschatz dazurechnet, in Tausenden von Wörtern bemerkbar macht, eine sprachliche Regel und keine „Fehlerhaftigkeit“? Natürlich ist sie das. Aber eben das Aufdecken, was überhaupt eine Regel ist, dieser Lernprozess war ein ganz wichtiges Nebenergebnis der Rechtschreibdiskussion. Was mich betrifft, so habe ich klein beigegeben, als ich in einem Aufsatz über die Sprache des althochdeutschen „Isidor“ von Hans Eggers (dem Dudenpreisträger von 1972!) gelesen habe, dass dem Isidorübersetzer eine Menge von Übersetzungsregeln *als Schüler eingebläut* war (Althochdeutsch, S.251), geschrieben mit *äu*, zehn Jahre vor der Rechtschreibreform!

Mit den Klammerkonstruktionen im Deutschen haben wir nun eine eherne Konstante vor uns, ja es ist vielleicht die auffälligste Eigentümlichkeit des Deutschen überhaupt, wenn man unsere Sprache von außen betrachtet. Alles, was in der jeweils eigenen Sprache nicht vorkommt, erscheint einem zunächst unverständlich, und es liegt auf der Hand, dass man es kritisiert. Der schärfste Kritiker an der deutschen Satzklammer ist Mark Twain gewesen, der ja bekanntlich wenig Gutes an der deutschen Sprache gelassen hat. Er bildet das folgende schöne Beispiel:

„Er reiste, als die Koffer fertig waren und nachdem er Mutter und Schwester geküßt und nochmals sein angebetetes, einfach in weißen Musselin gekleidetes, mit einer frischen Rose in den sanften Wellen ihres reichen braunen Haares geschmücktes Gretchen, das mit bebenden Gliedern die Treppe herabgeschwankt war, um noch einmal sein armes gequältes

Haupt an die Brust desjenigen zu legen, den es mehr liebte, als das Leben selber, ans Herz gedrückt hatte, ab.“ (Reiners Stilkunst, S. 93f.)

Dazu sagt er: „Wenn der deutsche Schriftsteller in einen Satz taucht, dann hat man ihn die längste Zeit gesehen, bis er auf der anderen Seite seines Ozeans wieder auftaucht mit seinem Verbum im Mund.“ (Zitat nach P. Braun, S. 127). Wenn der deutsche Schriftsteller vielleicht auch nicht immer so lange abtaucht, etwas Wahres ist schon daran. Bevor ich das belege, möchte ich darauf aufmerksam machen, dass auch Mark Twain nicht ohne sprachliche Bilder auskommt. Und zugegeben: Die Tauchmetapher ist eindringlicher als das Klammerbild, das selbst so versierte Linguisten wie den zitierten dazu verführt, sie mit ihrer zwanghaften Nebenbedeutung wörtlich zu nehmen. In der unendlichen wissenschaftlichen Literatur, die sich mit diesem Phänomen befasst, haben wir weitere Metaphern, so etwa das Bild von der „Rahmenkonstruktion“ und das vom „Spannungsbogen“. Der Satz habe zwei Pole, zwischen denen sich die Spannung aufbaue, sagt der Grammatiker Erich Drach (Braun, S.126). Und der Sprachkritiker Eduard Engel schreibt in seiner „Deutschen Stilkunst“ von 1931: „Die deutsche Wortstellung läßt entscheidende Dinge in der Schwebelage“, und nennt dies ein „für die Dichtkunst unschätzbar wertvolle[s] Gebrechen“, mit dem man in der alltäglichen Sprache so umgehen müsse, dass „die richtige Mitte“ zwischen „künstlerischer Freiheit und unentbehrlicher Schnellverständlichkeit“ eingehalten werde (S. 327).

Wo kommt die Klammer vor?

Sie findet sich im Aussage Hauptsatz zwischen dem ersten, dem vorne platzierten finiten Verbeil und allen anderen verbalen Formen, die hinten im Satz stehen. Die Klammerforscher haben etwa zehn verschiedene Typen ermittelt, von denen ich nur eine einzige anführe, die Negation. Denn auch die, und die ganz besonders, weil sie eine mögliche Erwartung in ihr genaues Gegenteil verkehrt, baut eine Spannung auf. Hierzu kein konstruiertes, sondern ein echtes Beispiel aus dem Roman „Das verborgene Wort“ von Ulla Hahn: „Selbst nach dem Auffüllen des Luftbefeuchters bei Dr. Viehkötter erlag ich den Einflüsterungen des Satans, der mir noch einmal einen Underberg – reine reine reine Medizin – einzuflößen versuchte, nicht.“ (Ulla Hahn, Das verborgene Wort, S. 588).

Erst ganz zum Schluss wird es Gewissheit, dass die Erzählerin *nicht* den Einflüsterungen des Satans erliegt. So lange hält die Spannung an. Aber ganz unvorbereitet kommt das *nicht* ja nun auch nicht. Man darf keine Erscheinung in der Sprache isolieren. Alles hängt zusammen und stützt sich gegenseitig. Hier ist es das *selbst*, das die Richtung angibt.

Klammern finden wir nun nicht nur im Hauptsatz, sondern an vielen anderen Stellen des Satzes, etwa:

- im Nebensatz zwischen Konjunktion und letztem Verbeil
- in der Nominalgruppe zwischen dem Artikel und dem Substantiv. Da kann im Deutschen wahrlich ein Ozean von weiteren Elementen stehen.

So ist die Auffassung von Harald Weinrich, Deutsch sei eine Klammersprache, sicher berechtigt.

So weit die Beschreibung. Aber worin liegt der Nutzen der Klammer? Oder haben die Kritiker doch Recht, die diese für einen Betriebsunfall in der Geschichte der deutschen Sprache halten? Dazu müssen wir noch etwas genauer auf die Formen schauen. Die Metapher vom Spannungsbogen mit den Polen hilft uns weiter: Mit dem ersten Pol wird die Grundfunktion signalisiert und eine grammatische Einordnung gegeben. Am finiten Verb oder am Artikel zeigt sich ganz kompakt, in nuce, wie in einer Nuss, wie die Verbgruppe und damit der ganze Satz oder die wesentlich begrenztere Nominalgruppe zu deuten ist: das wird binär entschieden – unsere Sprachen benutzen seit eh und je die Plus-Minus-Schaltungen der Computertechnik. Also für die Verbgruppe:

- real oder nicht real (Indikativ versus Konjunktiv)
- jetzt oder nicht jetzt (Präsens oder Vergangenheit)
- einer oder mehrere (Singular gegen Plural)
- Aktiv oder Passiv
- Vorgang gegen Resultat

und noch mehrere andere Kategorien.

Alles das wird in dem fast immer nur aus einer Silbe bestehenden finiten Verb signalisiert, das dann auch noch ein Auxiliar, ein Hilfsverb, ist, wenn es eine Tempus- oder Passivklammer eröffnet, was der häufigste Fall ist.

Der andere Spannungspol ist der lexikalische Kern oder eine der zahlreichen verbalen Partikeln oder aber, wie wir gesehen haben, die Negation. Im Verbwortschatz – nicht nur des Deutschen – ist die Fülle der Ausdrucksmöglichkeiten angelegt. Auch hier zeigt eine Computermetapher, worum es geht: In den Verben liegen die Makros für die Satzgestaltung bereit.

Ganz analog baut sich die Nominalphrase auf. Im Artikel wird in einer Minimalform entschieden über

- definit versus indefinit (schon bekannt – noch nicht genannt; der bestimmte gegen den unbestimmten Artikel)

dazu: Maskulinum, Femininum, Neutrum, weiter Singular oder Plural und der Kasus. Im anderen Pol steht das Substantiv selbst, das mit seiner kategorialen Voraussage eingelöst wird. Dazwischen stehen die meisten anderen Teile der Substantivgruppe.

Auch hier nur ein Beispiel. Ich wähle ein solches, in dem die Nominalklammer in eine Verbalklammer eingelagert ist, also eine Klammer-Doppelung vorliegt: „Das Bundesfinanzministerium *hat* [*die* [vom ehemaligen Telekom-Berater Franz Arnold in der ‘Süddeutschen Zeitung’ geforderte *Übernahme*] der Kabelgesellschaft Deutschland GmbH (KDG) durch den Bund *zurückgewiesen*].“ (SZ 05.03.02)

Man kann im Vergleich nur dieser beiden Klammertypen schnell sehen, was alter Bestand und was neue Entwicklung im Deutschen ist: Man sieht das an den möglichen Auf-

weichungstendenzen. Während wir im Bereich der Verbklammer zunehmend so genannte Ausklammerungen finden, scheint sich die Nominalklammer immer noch zu erweitern: Der Nominalstil ist es, der heute mehr und mehr bestimmend wird. Und das kann man durchaus kritisch sehen, wenn wir unser Beispiel anschauen.

Es wäre aber vergebliche Liebesmüh, wenn wir versuchen wollten, die Klammern ganz aus der deutschen Sprache zu verbannen. Freilich gilt hier wie überall in der Sprache: Nur was mit Maßen eingesetzt wird, kann optimal genutzt werden. Jede Übertreibung – bei den Klammern sollte ich besser sagen: Überdehnung und Überspannung – zerstört das Positive. Und so geht insgesamt die Entwicklung auch ganz langsam weiter, wie es mit fast allem ist, was den Satz betrifft. Der Syntaktiker muss schon sehr genau hinhorchen, wenn er die Anzeichen für mögliche Veränderungen richtig deuten will. Die Konstanten, die Langläufer haben einen langen Atem. Das Marathon der Spannungsbögen im Deutschen ist noch lange nicht beendet. Da nutzen aufgeregte Abwinkversuche nichts. Warten wir den weiteren Lauf der Dinge ab.

Ganz anders sieht es mit den lexikalischen Modetrends, den Eintagsfliegen, den Kurzläufern aus. In sie wird viel Energiekapital investiert und kurzfristig scheint sich das oft auszuzahlen. Jedenfalls ist die Versuchung groß, hier das schnelle Argumentationsgeld zu machen, zumindest ein Schnäppchen mitzunehmen, indem man dem Trend der Sprachbörse nachgibt.

Nur negativ möchte ich das auch nicht verstanden wissen. Bei allen Formulierungen, die sich wie ein Lauffeuer durch unsere nationale oder globale Kommunikationsgemeinschaft verbreiten, findet sich viel Spreu, aber durchaus auch immer wieder ein Weizenkorn: „Sprach-Benutzer“ (Die Rückübersetzung von *User* = ob wir merken, wie weit uns die Computersprache schon eingeholt hat?) wenden die aktuellen Formulierungen an. Die pfiffigen und kreativen unter ihnen schaffen Neues, entwickeln es weiter und eröffnen ganz neue Sprachspiele.

So hatte eine Journalistin der Süddeutschen Zeitung die Idee, die Frage der Benennung des Kanzlerkandidaten der CDU/CSU für die nächste Bundestagswahl als die „K-Frage“ zu formulieren. Diese Formulierung schlug ein wie eine Bombe. Man kann es kaum anders ausdrücken.

Es ist die Konsequenz der öffentlichen Meinung als veröffentlichter Meinung, dass es nicht nur die gleichen Themen, sondern dass es eben auch die gleichen sprachlichen Mittel sind, die im öffentlichen Diskurs eingesetzt werden. Vor allem solche, die genau im Zeitrend liegen, die hochaktuell sind, greifen wuchernd um sich und verdrängen andere Ausdrucksweisen, bis sie selber wieder abgelöst werden von anderen Mitteln, die bislang vielleicht nur latent vorhanden waren.

An der K-Frage lässt sich beispielhaft beobachten, wie eine geschickt geprägte Formulierung sich in Windeseile verbreitet, wie sie aufgegriffen, weitergetragen und abgewandelt

wird und welche sprachlichen Kräfte sie freisetzt. Dies ist alles schon an sich hochinteressant, und mit den Suchverfahren über das Internet kann man den Weg solcher Formulierungsströme gut verfolgen. Ich werde Sie gleich mit auf den Weg meiner Recherchen nehmen.

Aufgabe der Sprachwissenschaft ist es darüber hinaus, die formalen Muster solcher Formulierungen zu ermitteln, vergleichbare Ausdrucksweisen zu suchen und sie aus den Strukturgesetzmäßigkeiten unserer Sprache zu erklären. Bei allen modischen Erscheinungen, bei Phänomenen, die sich wie ein Lauffeuer verbreiten, kommt aber noch etwas anderes dazu. Hier wirken oft archetypische Konstellationen, hier werden Kräfte freigesetzt, die sich nur aus tief eingelagerten Schichten unserer kulturell entwickelten Sprach- und Schriftsysteme erklären lassen.

Bei der K-Frage lässt sich im Gegensatz zu vielen anderen aktuellen Wortschöpfungen die Urheberin ausfindig machen. Es war die Redakteurin der „Süddeutschen Zeitung“, Susanne Höll, die, so die SZ am 19./20.1.2002, S. 52, anlässlich der Auszeichnung mit dem Pons-Medienpreis 2001 „das Wortungetüm Kanzlerkandidatenfrage auf ein journalistisch brauchbares Maß eindampfte“. In einem Artikel vom 6. April 2001 hatte sie den Begriff geprägt und von da ab hieß das Duell Stoiber–Merkel in den Medien nur noch die „K-Frage“. Wie wir gehört haben, ein „Eindampfungs-“, ein Kürzungsvorgang. Wir werden aber sehen, dass noch mehr dahinter steht. Kurzwörter sind allerdings sehr beliebt im Deutschen, wie auch in vielen anderen modernen Sprachen. Dorothea Kobler-Trill hat in ihrer Passauer Dissertation eine Typologie des Kurzworts im Deutschen entworfen und durch genaue Auszählung nachgewiesen, dass die Kurzworttypen von *Auto* bis *Bus*, von *LKW* bis *BND* und von *BAföG* bis *Fuzo* im letzten Jahrhundert rapide zugenommen haben. Waren sie etwa in der Frankfurter Zeitung (später der Frankfurter Allgemeinen Zeitung) 1913 mit 0,02 auf 1 000 Wörter vertreten, so sind sie 1931 bereits bei 0,6, also beim Dreißigfachen und 1989 bei 11,4, d. h. beim über 500fachen ihrer Verwendung vor knapp einhundert Jahren angekommen (Kobler-Trill, S. 155). Die von vielen gescholtenen Kurzwörter sind eine Antwort auf die immer größer werdende Komplexität unserer modernen Welt, sie machen einen raschen Zugriff auf Dinge, Sachverhalte und Personen möglich, indem man diese per Kurzwort-Button einfach „anklickt“ und sich gar nicht mehr vergegenwärtigt, dass der *LKW* der Lastkraftwagen, die *Bib* die Bibliothek oder *ver.di* die Vereinigte Dienstleistungsgewerkschaft ist. Dieses neue Kurzwort nutzt die Computersprach-Simulation übrigens perfekt und raffiniert, indem sie einen Punkt vor *di* setzt. Die technisch-moderne Assoziation wird dann mit der Anspielung auf den Komponistennamen eher traditionell abgefangen, sodass für die Jungen und die Alten gleichermaßen etwas abfällt. Man sieht, wie die Kurzwörter, kaum sind sie da, ein Eigenleben gewinnen. Sie bauen eine suggestive Assoziationswelt auf und sind damit alles andere als nur technisch nutzbare Schablonen. Sie verweisen mit kleinen Umwegen auf die Welt, und diese Umwege sind es, die den linguistischen „Tiefenforscher“ interessieren.

Der Typ K-Frage, ein „partielles Kurzwort mit einer Initiale“, ist aber sehr selten im Deutschen. Systematisch gesehen gibt es die Einzelbuchstaben als ersten Bestandteil einer Komposition in zwei Typen. Der eine ist „ikonisch“, er nutzt die Schriftgestalt des Buchstabens, um einen Gegenstand der Wirklichkeit direkt abzubilden: *X-Beine, O-Beine, S-Kurve, T-Träger, T-Shirt*. Mit dem Anglizismus *T-Shirt* haben wir einen Ausdruck aus der Spendersprache direkt ins Deutsche hineingeholt. Das Englische ist etwas reicher an solchen Ausdrücken: *U-turn, U-tube, T-bone-steak, V-engine, Y-gun* (vgl. Brekle 1979).

Der andere Typ ist unser Abkürzungstyp: An älteren haben wir nur wenige, sie kommen meist aus dem Bereich der Technik und des Verkehrs: *U-Bahn, S-Bahn, O-Bus, D-Zug*. Aber neuerdings finden sich auch: *O-Saft, O-Ton, V-Mann, V-Leute* (gerade wieder sehr aktuell!). Dann schien die Entwicklung zu stagnieren. Doch da ließ sich beobachten, wie die kommerzielle Sprache, die Sprache der Produktbenennung in die Allgemeinsprache eindringt: *A-Klasse, C-Klasse, E-Klasse, S-Klasse* eines großen Autoherstellers, vor allem aber die *T-Aktie*, jetzt auch *T-Mobile*, wobei hier der Kürzungsweg besonders gut zu verfolgen ist: *T* weist auf *Telekom*, dieser wieder auf *Telekommunikation*. Dass *kom* auf Kommunikation verweist und *tele* „fern“ bedeutet, ist nur noch historisch, firmenhistorisch interessant. Reduziert ist alles auf das T, und ich nehme an, dass dieser Buchstabe inzwischen für die Telekom geschützt ist, wie das C, für das Daimler-Chrysler angeblich eine Lizenzgebühr zu zahlen hat.

Schließlich gibt es, wieder aus dem Englischen, einen gewaltigen Motivationsschub für die Einzelbuchstaben-Komposita durch das *e*: *e-mail, e-commerce, e-book, E-Learning* und nicht zuletzt ein älteres, aber ungeheuer virulentes: *D-Day*, wohl der „Decision-Day“, der Beginn der Alliierteninvasion am 6. Juni 1944. Aber „D“ kann auch einfach „Day“ bedeuten. „The ‘D’ simply stands for ‘Day’.“ „We will attack on ‘H’ hour of ‘D’ Day“ heißt es in der Web-Site ‘Normandy Today’ als Erklärung für dieses Kurzwort. So war der Boden für die K-Frage bereitet, und sie konnte ihren Siegeszug beginnen. Mit den gängigen Suchmaschinen findet man im Internet um die Jahreswende 2001/2002 mehr als 20 000 Einträge. Was wird nun damit bezeichnet? Die „Kandidatenfrage“ zweifellos, aber es kann auch „Kanzlerfrage“ oder aber eben „Kanzlerkandidatenfrage“ bedeuten. K-Frage legt sich nicht genau fest und lässt damit den Lesern und Leserinnen mehr Spielraum. Im politischen Bereich sind die überwiegenden Verwendungen angesiedelt, also in sachlicher beschreibender Benennung – sollte man meinen. Doch es fällt auf, dass der Ausdruck vor allem in Überschriften begegnet, er ist Blickfang: „K-Frage: Offener Machtkampf zwischen Stoiber und Merkel“ (PNP 07.01.02).

Liest man die Verwendungen aber genauer, bemerkt man bald, dass sie häufig witzig, verfremdet, mit Anspielungen befrachtet, ironisch, distanzierend, kurz, kritisch-kommentierend sind: „Von K-Fragen, Nasen und Tante Angela – zwei Betroffene über ein Leben als Namensvetter“ (SZ 10.01.02); „K-Frage: Keine Marktreaktion auf Stoiber“ (Wirtschaftswoche 11.01.02).

Bekanntlich wird die K-Frage am 8. Januar beantwortet und der Ausdruck wird frei für andere K-Bindungen. Zum Beispiel: „Europas K-Frage“ (der Verfassungs-Konvent; Der Tagesspiegel 11.01.02). Schon vor diesem Zeitpunkt finden sich Um-Nutzungen:

„Die K-Frage. Eine alte Debatte wiederbelebt: Finnland will die Kernkraft weiter ausbauen ...“ (SZ 08.01.02). Für den Exschwergewichtsweltmeister Witali Klitschko stellt sich „die K-Frage. K wie Karriere.“ (Hamburger Abendblatt 06.12.01); „Sandra Maischberger stellt sich selbst die ‘K-Frage’“. Dies sei „der klassische Konflikt: Kinder oder Karriere“ (PNP 09.01.02), und ein Leserbriefschreiber in der PNP am 18.01.02 zur Beschaffung eines teuren Flügels für den Passauer Rathaussaal: „Die K-Frage in allen Köpfen: Klavierqualität kontra Krähwinkel. Kunst kostet, kommt aber von kennen. Konferenz in kleinen Kreisen, keine Kommission. Klasse, OB“.

So wuchert das K weiter. Aber noch interessanter ist es zu sehen, dass nun schnell auch das K durch andere Buchstaben ersetzt wird. Zunächst fallen Kombinationen auf: „Die K-Frage war auch eine L-(Länder)Frage“ (Die Welt, 14.01.02); „K-Frage als M-Sache“; „Die Union hat die K-Frage als M(änner)-Sache gelöst“ (Pressemitteilung der PDS 11.01.02).

Und mit dieser Übertragung auf andere Buchstaben und auf andere Grundwörter beginnt nun die Besetzung sämtlicher Buchstaben, was ich hier nur in einem raschen Durchgang durch das Alphabet belegen kann:

A-Frage: „Die angestrebten achtzehn Prozent der FDP“ (Die Welt, 28.01.02), sonst noch „Arbeitslosigkeit“ (SZ 10.12.01); „Applaus“ (Cellesche Zeitung 06.12.01); „Armenien“ (Homepage von RA Armleder, 01.10.01).

„In Berlin steht die *B-Frage* im Zentrum. Wer wird nach Wowereit Bürgermeister“ (Stuttgarter Nachrichten, 10.01.02); Im Handelsblatt (14.01.02) zielte die B-Frage auf den „Bundeskanzler“.

„Antwort auf die *C-Frage*. Am 'C' im Parteinamen der CDU reibt sich mancher“ (Sonntagsblatt 10.01.02).

„Die *D-Frage* ist verschoben“ (, ob Sebastian Deisler eingesetzt werden soll; Welt am Sonntag, 27.01.02).

E-Frage: die „Euthanasie-Frage der Nazis“ (Peter Schwarz, Mord durch Hunger)

F-Frage: „die Frauen-Frage“ (Welt am Sonntag, 10.01.02)

G-Frage: „Gysi-Frage“ (Der Tagesspiegel 10.01.02)

Aber nicht nur die große Politik greift zu der jetzt etablierten Fragefestmachung:

Die Emdener Zeitung wirft die „*H-Frage*“ auf: „Was wird aus Hans-Dieter Haase?“ Der ist Landtagsabgeordneter der SPD (Emdener Zeitung 12.01.02).

Die Rheinische Post (30.11.01): „Was macht eigentlich die *I-Frage*? Was will die Union inhaltlich, welche Politik peilt sie an?“

L-Frage: „die Leuna-Akten“ (Die Welt, 28.01.02)

M-Frage: haben wir schon gehört.

„Die CSU und die *N-Frage*“, die Nachfolge-Frage (SZ 08.01.02), etwas später mit einer schönen Karikatur: „Das große Hecheln um die N-Wurst“ (SZ 14.01.02).

Bei *O-Frage* bekam ich zuerst auf meine Suchfrage die Antwort: „O frage nicht, was mich so tief bewegt“ (die Droste an Levin Schücking), aber dann doch die „O-Frage“ „O wie Ossin“ (Kalaschnikow – Kultur – Kolumne 11.01.02).

„Die *P-Frage* spielt für mich im Moment keine Rolle“, sagt Alice Schwarzer, sie wolle keine Partei gründen (Berliner Zeitung, 19.12.01).

Die „*Q-Frage*“ sei zur Schlüsselfrage geworden. „Landes-CDU will Frauen-Quote kippen“ (Kieler Nachrichten 27.11.01).

„Bleibt die unvermeidliche *R-Frage*: Droht die Rezession?“ (Die Zeit, 19.11.2001).

„*S-Frage*: Wie mächtig wird Schill?“ (Die Welt, 29.12.01);

„Hertha und die *T-Frage*“ (die Trainer-Frage; Der Tagesspiegel, 11.12.01).

„Deutsche Aktien vor der *V-Frage*: Victory oder Verlust – wohin wird der Dax sich entwickeln?“ (manager-magazin 09.11.01); sonst „Vertrauensabstimmung“ (Die Welt, 29.12.01).

Die *W-Frage* nimmt die „Zeit“ auf und meint damit Bücher mit dem Titel „Wozu Ethik, wozu Kultur, wozu Religion“ (Die Zeit, 05.12.01).

„*Z-Frage*. Quo vadis Zuwanderung?“ (Die Welt, 28.01.02).

Ein Kaleidoskop unserer Gegenwartskultur, so stellt sich die Projektion der großen und kleinen Dinge auf die Frage dar.

Zurück zur K-Frage selber. Schnell wurde gesehen, dass sie nicht nur eine „Eindampfungsmöglichkeit“ für ein umständliches Wort ist. Sie ist bedeutend mehr. Mit der Kontraktur des ersten Wortes des Kommunistischen Manifests, „Ein Gespenst geht um in Europa“, schreibt das Wochenendmagazin der Schweizer Volkszeitung vom 08.12.01: „Eine Frage geht um in Deutschland ... Die K-Frage ... regt unsere okkulte Phantasie an“, und in der taz wird es noch konkreter: „Lord Voldemort, der finstere Gegenspieler Harry Potters, heißt unter Zauberern ‘Der, dessen Name nicht genannt werden darf’ bzw. ‘Du-weißt-schon-wer’. Ganz ähnlich ging es in diesem Jahr bei den Muggels von der CDU/CSU-Fraktion zu ... Wer das Wort 'K-Frage' in den Mund nimmt, meint: 'Die Sache, über die nicht geredet werden darf' – und von der folglich ein viel größerer Reiz ausgeht als von der einfachen Beantwortung der Frage.“ (taz 29.12.01) und etwas später: „Wie der D-Day ... bezeichnet auch die K-Frage, was besser unbezeichnet bliebe, oder tut zumindest so, als verberge sich hinter dem K ein Tabu, eine Frage, an der um Gottes willen nicht gerührt werden darf.“

Ja, in den Bereich des Tabuisierten, Verdrängten, Magischen gehört die Buchstabenmagie zweifellos. Das ist richtig gesehen. Man muss nur hinzufügen, dass es die Buchstaben selber sind, die hier ihre magische Kraft entfalten sollen: So wie der mythische Orakelpriester das Buch-Staben-Los ausgelegt hat, so wird es heutzutage von jedermann auf

einen Gegenstand geworfen, „dessen Name nicht genannt werden darf“. Buchstabenmagie durchzieht auch sonst in vielfältiger Weise unsere Gegenwartskultur: Vom hohen C, das mehrere andere Assoziationen hat, über den X-Point, den D-Day, das Weghexen des W aus dem Namen von George W. Bush durch die abgelöste Regierungsmannschaft – keiner weiß, was das W bedeutet – und die Q-Kampagne in der ehemaligen DDR – „Kampf um das Gütezeichen Q“ (vgl. Kinne, S.163) – ja bis zu dieser selber, die mit ihrem Buchstabenkürzel noch einen weiteren Verdrängungsschritt erleben musste, indem man die Buchstaben in Anführungszeichen setzte. Dies sind die Schichten, die wir noch leicht aufdecken können. Einer kulturell noch tiefer eingelagerten will ich nicht weiter nachgehen. Es sind die Wurzeln unseres Buchstaben-Schrift-Systems selber, die hier, wenn auch nur formal, genutzt werden. Einst waren es die Anfangslaute bestimmter Wörter, die als wirkliche Bilder in die entstehende Schrift eingingen. Dies waren einmal, in der „proto-sinaitischen Schrift“ für das alpu, unser späteres A der Ochse – im griechischen Alpha erkennt man noch den Ochsenkopf – oder im bétu das Haus und im M das mayyúma, die Schlange. Der kulturelle Schritt zur Nutzung der Anfangs-Laute, der Phoneme, in den Wörtern wird mit den Initialkurzwörtern gleichsam zurückgenommen und in umgekehrter Weise spielerisch, willkürlich, eingesetzt. Aus dieser Rückprojektion rührt letztlich das Unbehagen, das wir bei solchen Ausdrücken empfinden.

Und noch eine weitere Folie muss eingezogen werden, um die Magie der K-Frage richtig zu verstehen. Es ist der Bezug auf die „Gretchenfrage“, der nicht ausbleiben kann. Das wird in mehreren Formulierungen direkt gesehen: „Schröder oder Stoiber? Die K-Frage bei AOL. Seit die CDU/CSU ihren Kanzlerkandidaten offiziell benannt hat, beschäftigt sich ganz Deutschland mit der Gretchenfrage ‘Schröder oder Stoiber’“ (shareware.de, 21.01.02).

Es ist müßig zu fragen, ob man eine solche Alternativfrage als Gretchenfrage bezeichnen kann. Schauen wir erst einige weitere Beispiele an.

Die Internetrecherche ergab über 4 000 Einträge, und man findet dabei eine noch viel größere Streuung der Themen als bei der K-Frage. Vor allem dominieren hier die privaten Homepages.

„Die Gretchenfrage: Wie hältst Du es mit der Globalisierung?“ (Die Zeit, 28.01.01)

„Die Gretchenfrage: Wie sich Bewerber über Einstiegsgehälter informieren können.“ (SZ 02.02.02)

„Gretchenfrage: Ehe oder Konkubinat“ (Brückenbauer Nr.16, 14.04.1998)

„Bundeswehrreform. An dieser Gretchenfrage mogeln sich alle vorbei.“ („Freitag“ 23.06.00)

„Das muslimische Bluttabu ist die Gretchenfrage. Wie hältst du es mit der Integration?“ (16.01.02)

„Altersrente für Frauen: Gretchenfrage“ („Gesichertesleben“ 12.08.1999)

„Die Gretchenfrage bleibt auf der Tagesordnung. Rektoren und Präsidenten beraten wieder einmal über Studiengebühren an den deutschen Hochschulen.“ (SZ 02.11.01)

„Die Gretchenfrage des Fremdsprachenunterrichts: ‘Wie hältst Du es mit der Grammatik?’“ (Lehrveranstaltung der Uni Potsdam 1995)

„Gretchenfrage: Nass oder trocken rasieren?“ (evita, Das Shopping-Portal der Deutschen Post, 27.01.02)

„Die Gretchenfrage – auf preußisch: Wie hält’s der Staat mit der Religion, an den Schulen und überhaupt, vor allem im Lande Brandenburg?“ (Die Zeit, 19.06.01)

„Gretchenfrage. Wie hält es Jürgen Habermas mit der Religion?“ (3sat ‘Kulturzeit’, 19.10.01)

So wird z. B. auch in Bezug auf Gregor Gysi gefragt. Dieser ursprüngliche Kontext ist sehr deutlich die Minderheit in den Tausenden von Gretchenfragen. So wird im „Wort zum Sonntag“ der ARD (28.08.1999) dann auch gefragt: „Wissen Sie, was die Gretchenfrage ist? Nicht: ‘Wie hältst du’s mit der Rentenreform?’ oder ‘Wann kommt der Atomausstieg?’ Solche Fragen hängen sich nur das Mäntelchen der Gretchenfrage um. Die echte Gretchenfrage stammt von Goethe.“

Völlig richtig ist die Definition, die man auf mehreren Web-Sites findet: Unter der „Gretchenfrage“ versteht man „die entscheidende Frage stellen, jedoch mit einer ausweichenden Antwort rechnen“.

Wie dem auch sei: Zu der Buchstabenmagie, die an die Frage gebunden ist, tritt die Fragerei selber. Das Fragen um des Fragens willen, projiziert auf die Gretchenfrage unseres größten Dichters, die wir damit genauso leichtfertig trivialisieren wie die vielen anderen Fragen. Die Deutschen lieben offenbar das Fragen, das *Hinterfragen*, ein Wort, das sich gar nicht direkt in andere Sprachen übertragen lässt. Womit ich nicht behaupten will, dass wir Deutschen das Fragen gepachtet hätten. *To be or not to be. That is the question.* Der Trivialisierung dieser entscheidenden Alternativfrage nachzugehen, wäre ein weites Feld.

Pardon, schon wieder eine Formulierungsschablone.

Warum, so muss man sich hier wirklich *fragen*, greifen wir zu solchen Vorformulierungen, warum verwenden wir Sprichwörter und Bilder, warum machen wir Anspielungen und Anleihen, warum wählen wir Zitate und wandeln sie ab? Ich denke, wir lassen uns ins sprachliche Ausdrucksgerüst einspannen, um zu zeigen, dass wir wissen, wie „man“ sich in bestimmten Situationen ausdrückt, wir wiederholen die Ausgangssituation gleichsam, aber immer nur zum Teil, weil wir an die schlagende Ausgangsformulierung unsere großen und kleinen privaten Zwecke anbinden. Bei den Formulierungsschablonen ist uns ihre Funktion bewusst, hier entscheiden wir auch, ob wir uns ihr anschließen oder ob wir einen anderen Ausdruck wählen, vielleicht einen, der noch aktueller ist als die K-Frage – die immerhin schon mehr ist als ein Kurzläufer, weil sie uns als Typ neue, noch unerschlossene Dimensionen auf tut.

Aber es ist schon paradox: Während wir über die sprachlichen Mittel im Bereich des Satzbaus mit seinen Strukturzwängen Klage führen, entgeht uns häufig, dass wir mit den Formulierungsschablonen einem viel stärkeren Anpassungsdruck ausgesetzt sind. Und um nun auch meine erste Klammer zu schließen: Als Vorbereitung auf die nächste PISA-Studie sollten wir auf ein waches und bewusstes Formulieren achten, in den Medien, in der Schule und bei uns selbst.

© Hans-Werner Eroms 2002